**Abonnement** für Stettin monatlich 50 Pfennige,
mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark,
mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

**Inserate:** Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige.
Stettin, Kirchplatz Nr. 3.
Redaktion, Druck und Verlag von R. Graßmann, Sprechstunden nur von 12—1 Uhr.

# Stettiner Zeitung.

**Morgen-Ausgabe.** Dienstag, den 20. Februar 1883. **Nr. 84.**

## Deutschland.

**Berlin**, 18. Februar. Der vor Kurzem erschienene stenographische Bericht über die Verhandlungen des am 7. und 8. Oktober 1882 abgehaltenen Kongresses für Armenpflege und Wohlthätigkeit eröffnet einen sehr wohlthuenden Einblick in die seit mehreren Jahren konsequent verfolgten Bestrebungen, das Armenwesen des deutschen Reichs sowohl in administrativer, als auch in humaner Hinsicht immer zweckmäßiger zu organisiren und dadurch zugleich einem idealen nationalen Zuge deutschen Wesens Befriedigung zu gewähren. „Alle berufenen Kräfte sollen zusammenwirken, damit allerorten die Fürsorge für die Armen so hergestellt wird, wie es der öffentlichen Wohlfahrt entspricht, wie das finanzielle Interesse der Gemeinde es erfordert und wie das Gebot der Nächstenliebe es vorschreibt." Mit diesen Worten hat der Präsident des Darmstädter Kongresses kurz und schlagend das Ziel bezeichnet, welches allen Armenpflegern und Gemeindebehörden bei dem Werke der sozialen Hülfeleistung vorschweben muß. Es hat zu allen Zeiten und aller Orten Männer gegeben, die, ohne durch ihren Beruf dazu verpflichtet zu sein, sich angelegen sein ließen, die Armenpflege in einer den Anforderungen der Humanität entsprechenden Weise zu üben und auf entsprechende Reform der Armengesetzgebung hinzuwirken; allein diese Bestrebungen konnten früher nur vereinzelt, unabhängig von einander in verschiedenen Kreisen zur Geltung gelangen. Der deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit sucht diese bisher vereinzelten Bemühungen für das ganze deutsche Reich zusammenzufassen und für das ganze Vaterland nutzbringend zu machen.

Der Erfolg hat, — wie der Vertreter der großherzogl. hessischen Regierung bei Eröffnung des Kongresses ausdrücklich hervorhob — schon bewiesen, daß der Verein den Regierungen, den gesetzgebenden Faktoren, den ausführenden staatlichen und kommunalen Organen eine mächtige Stütze in Ausübung der Armenpflege bieten wird. Der Verein zeigt die Richtung, nach welcher hin eine Aenderung der Gesetzgebung zu erzielen ist, er wird die Wege ebnen, auf denen eine zweckmäßige Ausführung und Anwendung der Gesetze möglich ist.

Der erste Beschluß des Darmstädter Kongresses hat eine einheitliche Statistik über das Armenwesen angebahnt und geht dahin, die Armenverbände zu ersuchen, Zählkarten über die von ihnen unterstützten Armen nach dem von einer Kommission empfohlenen Frageformular zunächst für das Kalenderjahr 1883 ausgefüllt an die Zentralstelle nach Berlin (Stadtverordneten-Vorsteher Dr. Straßmann) einzusenden. Gleichzeitig soll den Verbänden die zweckmäßige Verarbeitung des Zählmaterials in Aussicht gestellt werden.

Die übrigen Verhandlungen betrafen die Organisation der Armenpflege, das Landarmenwesen und die Vagabundenfrage. Die stenographischen Berichte geben einen höchst beachtenswerthen Einblick in die zur Zeit in den verschiedenen Theilen Deutschlands darüber herrschenden Ansichten.

Mit Recht ist der Kongreß vorsichtig gewesen, durchschlagende polizeiliche Maßregeln, wie die Einführung von Arbeits- und Wanderbüchern, so nebenbei ohne umfassende Vorbereitungen zu erledigen. Der Werth der Kongresse liegt überhaupt nicht in Beschlüssen, sondern in den Voruntersuchungen, Arbeiten, Berichten und im regen Austausch der verschiedensten Erfahrungen. Es ist im höchsten Grade wünschenswerth, daß jedes politische Parteiwesen dem Armenpfleger-Kongreß fern bleibe und daß alle Parteien und Richtungen einträchtig zu dem großen Ziele der Emporhebung der Mühseligen und Beladenen und zur Erziehung von Almosengebern und Almosennehmern mitwirken.

**Berlin**, 19. Februar. Ueber Richard Wagner's Begräbniß wird dem „B. T." aus Bayreuth, 18. Februar, gemeldet:

Die Leichenfeier verlief vollständig programmgemäß. Schon von 2 Uhr an füllte eine unabsehbare Menschenmenge die Straßen. Das einzige Ziel war der Bahnhof, woselbst die Feier stattfinden sollte. Der Bahnhofsplatz war von der Feuerwehr abgesteckt und nur den Gästen zugänglich gemacht. Punkt 3/4 4 Uhr ertönten die hehren Klänge des Trauermarsches aus der Götterdämmerung. Gewaltig brausten die Töne in die Luft. Unterdeß hob man den Sarg aus dem Waggon auf den Leichenwagen. Auf dem Sarge befanden sich nur die beiden gewaltigen Kränze des Königs. Um 4 Uhr betrat der Bürgermeister M u n k e r die Tribüne und sprach folgende Worte:

„Verehrte Trauerversammlung! Hier an dieser Stelle haben wir im vorigen Herbst Abschied genommen von dem Meister, haben ihn nach dem lieben Süden ziehen sehen, voll der Hoffnung, ihn im Frühjahr neugestärkt wieder begrüßen zu können, und nun, da er zu uns gekommen, müssen wir a u f e w i g von ihm Abschied nehmen. Auf der ganzen Welt gab's keinen Mann, den ich, den die Mitbürger so sehr geliebt hätten wie den Meister. Ferne sei heute von uns jeder materielle Gedanke, aber schnöder Undank wäre es, wenn wir hier nicht auch gedächten, wie der Meister unserer Stadt zum wahren Segen gereichte. I h m danken wir, daß der Name Bayreuth jetzt in der ganzen gebildeten Welt in Ehren genannt wird.

Mit welcher Liebe umfaßten wir ihn, die wir das Glück hatten, seine Freunde zu sein, von ihm wirklich als seine Mitarbeiter an dem großen Werke erkannt zu werden, durch welches unsere Stadt zur Stätte erhabenster Kunst geworden. Was ich im vorigen Jahre bei Beginn des Festspiels gelobte, ihm und seiner heiligen Sache zu dienen, so lange mir Gott Kraft leiht, das verspreche ich jetzt neuerlich und zugleich auch aus dem Herzen aller meiner Freunde. Ihm selbst können wir, Gott sei's geklagt, nicht mehr dienen, denn dies ist der letzte Liebesdienst, den wir ihm heute erweisen, aber seiner heiligen hochernsten Sache, und denen, die ihm die liebsten waren, treu zu bleiben lebenslang, das sei unser heiliges Gelöbniß. Es ist uns versagt, dem Todten einen Gruß in das Grab nachzurufen, aber ohne ein letztes Wort, lieber Meister, können wir Dich nicht scheiden lassen: Wer des Todes Nahen liebend geschaut, dem ist aller Glanz der Erde eitel Staub, sagt Dein Tristan. Nun siehst Du am südlichen Gestade den ersehnten Frühling nicht! Sie brachten Dich ein in den ewigen Frühling dort drüben. Nimm, lieber theurer Meister, unsere letzte Liebesgabe."

Der Redner legte bei diesen Worten den Kranz der Stadt auf den Sarg: „Schlaf wohl bei uns und ruhe sanft!"

Darauf betonte F e u s t e l, daß jetzt, nach des Meisters Tode, wohl jeder Kampf auf lange verstummen werde; wir haben nun die heilige Pflicht, der Wahrheit die Ehre zu geben und den Meister in seinen Werken zu ehren, indem wir an dieser Stelle, in Bayreuth, seine Schöpfungen weiterführen. Hoffentlich wird dieser Appell an das deutsche Volk und an die deutsche Kunst kein vergeblicher sein. Wir werden Alles aufbieten, um hier die Fortsetzung der Festspiele zu ermöglichen.

Feustel hatte geendigt, unterbrochen von dem Schluchzen der Freunde. Namentlich Hans Richter, Niemann und Joukofsky waren ganz fassungslos. Neben der Verehrung, die man seinem Genius gezollt, hatte Wagner auch viel menschliche Liebe gesäet.

Der Zug setzte sich nun in Bewegung. Voran auch, dem Programme gemäß, die Turner und die Feuerwehr. Darauf folgten zwei Herolde und die Musikkorps des Zivils und des Militärs, welche Beethovens Trauermarsch bliesen. Es folgten ungefähr 300 Kranzträger, darauf drei Wagen mit Kränzen, wandelnden Lorbeer- und Blumenbergen vergleichbar. Nunmehr schloß sich der Leichenwagen von vier Trauerpferden gezogen an. Derselbe war durch einen Baldachin überspannt, und Federn schmückten ihn. Das Bahrtuch wurde von Wilhelmi, Porges, Feustel, Groß und Hans Richter getragen. Unmittelbar darauf folgte Graf Pappenheim in vollster Gala, als Vertreter des Königs, dann das große, aus mehreren Tausend Personen bestehende Trauergefolge. Voran schritten Levi, Niemann, Bürckel, Brandt, Joukofsky, Wolzogen, Edmund v. Hagen, Reichmann, Schön aus Worms, die Kapellmeister Hamsky aus Prag, Seidl aus Leipzig, Angelo Neumann, Claar, Cyriax aus London, Generalintendant Loë als Vertreter des Großherzogs von Sachsen und Baron Röpert als Vertreter des Herzogs von Meiningen, Kapellmeister Künzel-Graz, Doktor Strecker-Mainz, v. Strantz-Berlin, Kapellmeister Wüllner-Dresden, Paul Lindau, Graf Bismarck, Frieke-Dessau, Gebr. Brückner, Koschat aus Wien, Krolop, Tappert, Schuch, Gedon-München und Grützmacher, ferner zahlreiche Deputationen aller Wagnervereine, Vertreter aller Orchester-, Hof- und Stattheater, Kapellmeister, Regisseure, Journalisten, und ein wahrhaft glänzendes Trauergefolge. Alle Straßen, Häuser, Dächer und Mauervorsprünge waren mit Menschen übersät, welche mit vollster Sympathie und Trauer dem grandiosen Schauspiel folgten.

Um 5 Uhr gelangte man nach „Wahnfried", dessen Portal für nur 100 Personen geöffnet war. Den Sarg trugen vom Portal bis zur Gruft: Niemann, Porges, Levi, Wilhelmi, Richter, Wolzogen, Joukofsky und Stein. Am Thor erwarteten

---

## Feuilleton.

### Carlotta.

**Aus dem Italienischen von Camillo Boito, von J. G. *)**

I.

Ich weiß nicht recht, ob meine Gefährtin eine Nymphe oder ein Kobold war. Von Zeit zu Zeit machte sie sich von meinem Arm los und flüchtete auf die grünen Wiesen des Praters. Zuweilen lief ich ihr nach, sie entwischte mir und sprang wie eine Gazelle, indem sie sich um den Stamm einer gewaltigen Eiche drehte; zuweilen ließ ich sie gehen und dann, wenn sie sich ferne von mir sah, blieb sie stehen, warf sich auf den Rasen und erwartete keuchend mein Kommen. Hatte ich sie erreicht, so sah ich mich um, um mich zu versichern, daß uns Niemand sähe. Auf ihre beiden Arme gestützt, beugte sie ihren schmiegsamen Körper zurück, der sich graziös krümmte, wie der Henkel einer griechischen Vase. Ich beugte mich herab und umarmte sie. Dann sagte ich zu ihr: „Nimm Dich in Acht, Carlotta; Du läßt Dein Strumpfband sehen!" Dann richtete sie sich rasch empor, richtete ihr rosafarbiges Gewand und murmelte mir mit sanfter Ironie ins Ohr: „Du bist also eifersüchtig auf den aufgehenden Mond."

Wir befanden uns in der That ganz allein in diesem Theile des Parkes und die Strahlen des Mondes begannen den röthlichen Schimmer der Dämmerung zu verjagen. Aus der Ferne vernahm man einen großen Lärm von Instrumenten und Menschenstimmen — die tausend Stimmen eines munteren Volkstreibens. Durch die Blätter sah man bald ein Licht, dann ein anderes und wieder ein anderes schimmern, bis endlich die Bäume ihre schwarzen Formen gegen eine große Flamme von gelblicher Farbe abzeichneten.

„Bleiben wir da und setzen wir uns auf diese Bank," sagte Carlotta. „Fühlst Du nicht in der Seele eine süße, heitere Empfindung und gleichsam eine große Sehnsucht nach Einsamkeit?"

Und leise seufzend drückte sie mir die Hand und hob ihre feuchten und lächelnden Augen zum Himmel empor. Ich wollte ihr antworten, als mir das Geräusch eines herankommenden Schrittes das Wort abschnitt. Ein schwarzgekleideter, magerer und langer Mann ging an uns vorüber. Als ihn Carlotta gewahr wurde, stieß sie, am ganzen Leibe zitternd, einen Schrei aus und schmiegte sich eng an mich.

„Was ist Dir, meine Theure?" fragte ich aufgeregt.

„Nichts, nichts," erwiderte sie, „ich hatte Furcht. Es ist eine Kinderei, verzeihe mir. Gehen wir schnell in den „Wurstelprater", denn ich fühle das Bedürfniß, mich zu zerstreuen."

Sie ergriff meine Hand und zog mich, fast laufend, mitten unter die Menge und die glänzenden Lichter.

Dann blieb sie vor einem Marionettentheater stehen. Man spielte eines der gewöhnlichen Stücke; es kam darin ein junges Mädchen vor, das seinen Liebhaber in einen Brodkorb versteckte, worauf der Teufel den Wein und die Teller forttrug. Dann stellte ein altes Weib die Speisen auf den Tisch, aber man brachte einen Sarg und zwei Todtengräber vernagelten den Sarg mit ihren Hämmern und trugen ihn sodann mit sich fort.

Carlotta, die sich ein wenig erholt und zu lächeln begonnen hatte, wurde abermals traurig und bat mich, sie weiter zu begleiten.

Unser gemeinschaftliches Leben dauerte schon vier Monate und ich hatte bereits die Bemerkung gemacht, daß Carlotta trotz ihrer Munterkeit und Gesundheit eine schreckliche Angst vor dem Tode habe. Die geringste Anspielung daran machte sie erbleichen und zittern. Niemals wollte sie an einem Spital vorübergehen .... Wenn sie von Weitem einen Leichenzug gewahrte, kehrte sie um, flüchtete sich hinter ein Hausthor und wendete den Kopf weg. Sie duldete die Gesellschaft der Aerzte, untersagte ihnen aber, von Krankheiten zu sprechen und besonders waren ihr die Wundärzte unerträglich. Als mir eines Tages in irgend einem Restaurant Dumreicher (?) von, ich weiß nicht was für einer Autopsie erzählte, wurde Carlotta, die mich begleitet hatte, ohnmächtig.

Sie hatte die Seele eines Kindes, aber den Körper einer Göttin; fast nur die Statuen könnten eine Idee von diesen schlanken und doch wunderbar entwickelten Formen geben.

Um die Farbe ihres Fleisches wiederzugeben, hätte es des Kolorits eines Tizian und des feinen Pinsels eines Van Dyck bedurft; ein jugendliches und reines Blut rollte unter dieser glatten und durchsichtigen Haut. Wenn ich in Wien, der Stadt der schönen Frauen, mit Carlotta spazieren ging, blickten ihr Alle von Bewunderung ergriffen nach.

II.

Ich führte Carlotta nach Hause und begab mich dann in ein bescheidenes Gasthaus, wo ich gewöhnlich einen meiner liebsten und zuverlässigsten Freunde, den Doktor H., antraf. Ich war Maler, er Arzt, und unsere Studien berührten einen Punkt nicht, nämlich die Anatomie, gegen welche wir Beide einen starken Widerwillen hegten .... H. war nicht allein, er sprach mit einem Herrn.

Als er mich erblickt hatte, drückte er mir die Hand, nannte meinen Namen und stellte mich dann einem Herrn vor, dessen Name mir bereits bekannt war. Der Träger desselben war ein bekannter Anatom. Sein wissenschaftliches Werk über die „Aesthetische Anatomie" war bereits vor drei Jahren erschienen, während dieser lange und hagere Mann mit den blonden, auf die Schultern herabfallenden Haaren, dem ich vorgestellt wurde, noch ganz jung erschien. Ich bemerkte inzwischen auf seinem Antlitz einen Ausdruck starrer Festigkeit, der fast unheimlich zu nennen war .... Ich glaubte auch eine gewisse Aehnlichkeit mit jenem Schattenriß eines großen und magern Mannes zu bemerken, der Carlotta so heftig erschreckt hatte.

„Mein Buch," erwiderte er auf meine Komplimente, „ist ein sehr unvollständiges Jugendwerk. Ich beschäftige mich inzwischen mit interessanten Untersuchungen über die Schönheit des menschlichen Körpers und in sieben Jahren wird meine Arbeit vollendet sein.

„Und bis dahin leben Sie unter Leichen?"

„Ich bringe bei ihnen täglich mehrere Stunden zu. Ich suche bisweilen lebende Modelle; die beim Studium derselben zugebrachte Zeit wird zur Nachtszeit wieder eingebracht. Leider kommt es selten vor, daß die vollkommensten Modelle auf meinem Marmortisch endigen. Was wollen Sie? Die Hände sind noch durch Vorurtheile gebunden. Man ist noch lange nicht über die Zeit hinausgeschritten, da Vesalius vom Inquisitions-Tribunal nach Jerusalem geschickt wurde, um dort Buße zu thun, und das, weil er, um eine seiner Theorien zu verifiziren, es für nothwendig erachtet hatte, einem Menschen, dessen Herz noch schlug, die Rippen zu brechen!"

„Nun, das war gräßlich!"

„Warum gräßlich? Man sagt nichts, wenn, um den Stolz eines Ministers oder Fürsten zu befriedigen, Tausende von Menschen unter namenlosen Schmerzen auf einem Schlachtfeld oder auf einem Bette im Hospitale enden! Und was für einen Vortheil ziehen die Wissenschaft und Humanität daraus? Verschonen Sie mich doch damit!"

Und der junge Mann erhob sich, drückte H. die Hand, verneigte sich dann vor mir und entfernte sich.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Camillo Boito, ein Bruder des Komponisten des „Mefistofele", Arrigo Boito, ist Maler und Schriftsteller. Die kleine Erzählung, die wir hier von ihm bieten, spielt in Wien, und zwar zur Zeit der Weltausstellung im Jahre 1873.

die drei Töchter und der Knabe Siegfried die väterliche Leiche, sie ergriffen die Zipfel des Bahrtuches und geleiteten den Vater zur Gruft. Hier erwartete die Geistlichkeit den Trauerzug und segnete die Leiche Richard Wagners ein nach protestantischem Ritus. Die Kinder sanken beim Segen auf die Knie, — Schluchzen überall, — darauf ein stilles Vaterunser und die Familie zog sich zurück, dem Wunsche der Gattin Cosima folgend, welche dringend gebeten hatte, allein an der Gruft des geliebten Todten beten zu dürfen. Die intimeren Freunde des Hauses trösteten noch die Kinder, von denen namentlich die schöne Daniela ganz zusammenzubrechen schien. Um 1/ 6 Uhr Abends war die Feier beendet. Wie einen König haben sie ihn bestattet, mit allen Ehren, die der Mensch dem Menschen gegenüber spenden kann.

Richard Wagner ist todt, aber seine Werke und seine Schöpfungen werden unsterblich weiterleben zur Ehre deutscher Kunst, zum Stolz der Zeitgenossen wie der kommenden Geschlechter.

Einem Telegramm des Wolff'schen Bureaus entnehmen wir noch:

Die Stadt Salzburg sandte einen Edelweißkranz, die Stadt Venedig und der Circolo artificiale di Venezia herrliche Kränze mit imitirten Begoniablättern, der Sänger (?) Theodor Reytmeyer von Venedig einen wundervollen Kranz von Eichen- und Calleusblättern, die Sänger des Parsifal einen Kranz mit der Inschrift: „Dem Meister die Genossen des Gral." Prachtvolle Kränze trafen ferner ein von dem Münchener Hofopern-Orchester, von der Societa musicale Benedetto Marcello in Venedig mit der Widmung: „'l sommo gen o del arte, segno del eterna ammirazione", von dem Verwaltungsrath des Bühnenfestspiels, Professor Schön in Worms, vom Wagner-Verein in Berlin, von den Hoftheater-Sängern in München, von dem Sänger Scaria, von dem Männergesangverein in Botzen, von dem Patronatsverein in Mannheim u. s. w.

— Die „Magdeburger Zeitung" schreibt: Die Ablehnung der Unteroffizierschule in Neubreisach ist eine der bedauerlichsten Entscheidungen, die der Reichstag in seiner gegenwärtigen Session getroffen. Die geringen finanziellen Anforderungen, welche das Institut gestellt hätte, können gegenüber der militärischen und politischen Bedeutung der Frage garnicht in Betracht kommen, und noch weniger stichhaltig waren die prinzipiellen Bedenken, welche gegen solche Erziehungsanstalten vorgebracht wurden. Der Eindruck der Ablehnung in den Reichslanden selbst und im Auslande wird ohne Zweifel ein derartiger sein, daß er nur aufs Peinlichste berühren kann; schon die Mißdeutungen, denen das Votum unterliegen wird, hätten alle Nationalgesinnten von der Entscheidung im ablehnenden Sinne abhalten sollen. Recht charakteristisch war dabei wieder einmal die Haltung des Zentrums. Die Partei zeigte sich wieder einmal in voller Spaltung. Etwa ein Dutzend Mitglieder stimmten für das Institut, einige dreißig dagegen, die übrigen hielten sich absichtlich oder unabsichtlich fern, darunter auch die Führer Windthorst und von Schorlemer-Alst. Der Vorgang konnte die Regierung und die Rechte wieder einmal belehren, welcher Verlaß auf die ultramontane Partei in allen Fragen ist, welche nur irgend eine nationale Beziehung haben. Während in den vorangegangenen Debatten über allerlei angebliche oder wirkliche Mißstände im Heerwesen die Herren vom Zentrum die konservativen Redner im Absprechen fast noch übertrumpften, versagte die Partei vollständig in der einzigen Entscheidnng von sachlich wichtigem, militärischem und politischem Interesse, noch dazu in einem Augenblicke, wo alle Ursache war, die oppositionelle Seite möglichst wenig hervorzukehren. Recht bezeichnend war auch die Haltung der reichsländischen Abgeordneten. Bei dieser Frage, die, von der militärisch-politischen Seite ganz abgesehen, doch auch wichtige provinzielle und lokale Interessen in sich schloß, war ein einziger reichsländischer Abgeordneter anwesend, und dieser sprach und stimmte für Ablehnung. Die Versöhnungspolitik im Reichslande hat noch keine Früchte getragen.

— Ueber die Frage wegen Einführung der Reichs-Postwerthzeichen in den süddeutschen Königreichen erfahren wir Folgendes: In bundesräthlichen Kreisen wird fast durchweg die vielfach aufgestellte Behauptung für irrig gehalten, das Reich müsse, da Form und Ausstattung der Postmarken einen Bestandtheil des „Posttarwesens" bilde, und da dem Reiche hierüber die Gesetzgebung zustehe, auch befugt sein zu bestimmen, was für Postwerthzeichen in Baiern und Württemberg überhaupt gelten sollen. Dagegen wird mehrfach in den erwähnten Kreisen der Reichs-Postverwaltung die Befugniß zuerkannt, eine gemeinsame Freimarke lediglich für den Wechselverkehr zwischen Baiern und Württemberg einerseits und den übrigen Theilen des Reiches andererseits einzuführen, und zwar auf Grund: 1) des Art. 52 der Reichsverfassung, wonach das Reich für diesen Wechselverkehr, im Gegensatz zu dem dort bezeichneten „internen Verkehr innerhalb Baierns und Württembergs", die Gesetzgebung über das Posttarwesen hat, 2) des auch für Baiern und Württemberg in Betreff jenes Wechselverkehrs gültigen Posttargesetzes vom 28. Oktober 1871, in dessen §§. 9 und 13 ausdrücklich gesagt ist, daß auch die Postanstalten in Baiern und Württemberg nach näherer Anordnung der Reichs-Postverwaltung Freimarken bereit zu halten haben. Es ist nun keine Aussicht vorhanden, daß Baiern und Württemberg ihre eigenen Postwerthzeichen aufgeben, wohl aber sind beide Staaten geneigt, den Unzuträglichkeiten auf andere Weise abzuhelfen, welche hervorgehen: 1) aus der Nichtbeförderung von mit Werthzeich : anderer deutscher Postverwaltungen versehenen Postkarten (die sogenannten Antwortkarten der Reichspost werden schon jetzt in Baiern und Württemberg befördert, wenn sie zur Antwort in dasjenige Postgebiet benutzt werden, welchem der aufgedruckte Werthstempel angehört), 2) aus der Belegung der mit unrichtigen Marken frankirten Briefe mit Strafporto, 3) aus der Erschwerung der Einlösung oder des Umtausches der Postwerthzeichen in den verschiedenen Postgebieten. Bis jetzt haben Baiern und Württemberg nicht die Geneigtheit zu erkennen gegeben, alle Sendungen mit Reichspostmarken zu befördern, wenn die Reichspostverwaltung sich entschließen würde, Reziprozität zu üben und alle Sendungen mit baierischen und württembergischen Postmarken ebenfalls zu befördern. Bisher hat Württemberg sich nur bereit erklärt zur Beförderung aller mit deutschen bezw. baierischen Werthzeichen versehenen Postkarten, und dasselbe wird auch von Baiern erwartet. Die Erledigung der vorhin aufgeführten drei Punkte wird nunmehr hauptsächlich davon abhängen, welche Vorschläge die Reichspostverwaltung im Bundesrathe machen wird. Diese Vorschläge werden selbstverständlich Rücksicht darauf nehmen, daß die postalischen Beziehungen des deutschen Reiches zu Baiern und Württemberg geregelt sind durch Art. 52 der Reichsverfassung, durch das Postgesetz vom 28. Oktober 1871, durch das Gesetz vom 29. Mai 1871, betr. die Einführung des Portofreiheitsgesetzes vom 5. Juni 1869 im Verkehr mit Baiern und Württemberg, durch das Post-Reglement vom 30. November 1871 und durch das Uebereinkommen zwischen der Reichspostverwaltung, der baierischen und der württembergischen Post-Verwaltung vom 9. November 1872.

## Ausland.

**Paris**, 16. Februar. Als Seitenstück zu der Adresse der Pariser Kaufleute und Großindustriellen veröffentlicht die „Republique radicale" einen von dem Deputirten A. Laisant gezeichneten „Aufruf an die republikanische Presse", in welchem es heißt: „Der Großhandel hat seine Stimme vernehmeu lassen . . . . Aus dem „National" erfahren wir, daß die Petition mit Unterschriften bedeckt ist, welche eine Geschäftsziffer von 200 Millionen darstellen. Das Beispiel der Kaufherren muß befolgt werden, wenn es nicht ohne Wirkung bleiben soll. Neben den Großhändlern der Rue du Sentier lebt die Masse der Arbeiter, Handwerker, Ladenbesitzer und Krämer aller Art, welche ebenfalls Stimme im Kapital haben und bitter unter unserer unglückseligen politischen Lage leiden. Für viele von ihnen bedeutet die Geschäftsstockung Nahrungssorgen. Diese große, zahlreiche und republikanische Bevölkerung muß den Gedanken des Großhandels vervollständigen. Ihre Sache ist es, unter der Republik die redliche Anwendung einer republikanischen Politik zu verlangen, ohne welche die Reformen ewig hinausgeschoben werden." Gleichzeitig werden die Angehörigen der republikanischen Presse zu einer Versammlung eingeladen, welche in einem öffentlichen Lokal der Rue Vivienne stattfindet.

Die „Times" ist zu der Mittheilung ermächtigt, daß die Unterredung zwischen dem Prinzen Napoleon und der Kaiserin Eugenie nicht politischer Natur war.

„Diese Unterredung, schreibt das Blatt, hat einige private Mißverständnisse, welche zwischen der Kaiserin und dem Prinzen existirten, beseitigt und zu der förmlichen Anerkennung des Letzteren als Haupt der Familie Bonaparte geführt. Allein die Kaiserin war nicht dazu berufen, irgend eine Meinung betreffs der allgemeinen Politik ihres Vetters auszudrücken, noch konnte sie, vereinbar mit der Verhaltungslinie, welche sie sich selbst während ihres Aufenthalts in den Besitzungen der Königin vorgezeichnet, mehr thun, als ihren Vetter ihrer besten Wünsche zu versichern für seinen Erfolg in irgend einem konstitutionellen Vorgehen, welches er beschließen dürfte, um einen Appell an die französische Nation mittelst eines Plebiszits herbeizuführen. Die jüngste Reise der Kaiserin nach Paris wurde unternommen in dem Glauben, daß der Minister des Innern in dem Erlaß eines Haftbefehls gegen den Prinzen seine Gewalten überschritten hatte. Die Kaiserin fühlte, daß unter den Umständen ihrem Vetter ein Merkmal der Sympathie gebühre, nicht in Betreff der in seinem Manifest formulirten Anschauungen, sondern lediglich darum, weil seine Rechte als ein französischer Bürger verletzt zu sein schienen. Die einstimmige Entscheidung des Appellhofes in Paris hat die Ansichten der Kaiserin bezüglich der Gesetzlichkeit des prinzlichen Manifestes und der Unregelmäßigkeit seiner Verhaftung bestätigt, aber die Kaiserin stellt eine Betheiligung an irgend einem gesetzwidrigen geheimen Unternehmen gegen die Republik in Abrede. Der Prinz seinerseits wünscht bekannt zu geben, daß er seinen Appell an das französische Volk auf die Thatsache begründet, daß bis jetzt noch kein nationales Votum das zu Gunsten der bonapartistischen Dynastie im Jahre 1870 abgegebene Plebiszit annullirt habe. Wenn ein nationales Votum sich für die Republik erklären sollte, werde er sich demselben beugen; allein in Anbetracht des Umstandes, daß bei den allgemeinen Wahlen von 1870, 1876, 1877 und 1881 eine entschiedene Mehrheit der Wähler nicht ein einziges Mal zu Gunsten irgend einer republikanischen Verwaltung abstimmte, halte er sich für berechtigt, zu betonen, daß die gegenwärtigen Herrscher Kraft der Apathie des Volkes und nicht mit der Zustimmung des Volkes regieren. Wenn der Prinz Napoleon verbannt werden sollte, wird er nach London kommen. Mittlerweile baut er auf die Unterstützung der vereinigten Bonapartisten in der gesetzmäßigen Befürwortung seiner Ansprüche, und er weist alle Behauptungen zurück, welche bezüglich des Antagonismus, der zwischen ihm selbst und seinem Sohne, dem Prinzen Viktor, bestehen soll, veröffentlicht worden sind. Er hat keine Absicht, seine Stellung als Hauptvertreter der Familie Bonaparte zu Gunsten seines Sohnes aufzugeben und Prinz Viktor war zu keinem Mitwisser des erlassenen Manifestes gemacht. Sollte Prinz Viktor aus Frankreich verbannt werden, so wird er in die italienische Armee eintreten."

## Provinzielles.

**Stettin**, 20. Februar. Zwischen der deutschen und der schwedischen Postverwaltung haben seit dem vorigen Herbst Verhandlungen stattgefunden, betreffend die Verlegung der deutsch-schwedischen bisher über Kopenhagen gehenden Hauptpostroute auf die Linie Malmö-Stralsund. Wie das in Malmö erscheinende Blatt „Snällposten" mittheilt, ist jetzt zwischen beiden Postverwaltungen eine Uebereinkunft, betreffend die Einrichtung einer neuen Postroute zwischen Deutschland und Schweden (Berlin—Stralsund—Trelleborg—Malmö—Stockholm) im Prinzipe abgeschlossen worden. Die Verbindung soll durch Schnellzüge und schnellsegelnde Dampfschiffe unterhalten werden. Da noch eine Eisenbahnverbindung zwischen Trelleborg und Malmö fehlt, so hat sich eine Aktiengesellschaft zum Bau einer Bahn nach den bereits vorliegenden Plänen des Ingenieur Schaumann gebildet. Es ist noch ungewiß, ob die ganze Veränderung in diesem Jahre durchgeführt werden kann. Wie norwegische Blätter berichten, dürfte Dänemark auch der Transit der norwegisch-deutschen Post verloren gehen, da die Verhandlungen wegen Einlegung eines Kourierzuges zwischen Christiania—Gothenburg—Malmö zum Ziele geführt haben.

— Der hiesige musikalisch-deklamatorische Verein „Urania", der sich wiederholt mit Erfolg in den Dienst der Wohlthätigkeit gestellt hat, veranstaltet Sonntag, den 11. März in beiden Börsensälen einen humoristischen Abend. Der Nettoertrag soll zum Besten der Ferienkolonien verwandt werden. Die „Urania" bereitet für den Abend ein sehr unterhaltendes Programm vor. Unter anderen wird auch die lustige Kalisch'sche Parodie „Die Afrikanerin in Kalau" zur Aufführung gelangen. Große Hoffnung auf reichliche Ernte setzt der Verein auf die Einnahmen der Jahrmarktsbuden, die in größerer Zahl in einem der Säle aufgestellt werden und zu deren Besitzerinnen resp. Verkäuferinnen natürlich nur schöne, liebenswürdige Damen designirt werden. Bei den anerkannt gediegenen Leistungen des Vereins und seinem guten Ruf in den besseren Gesellschaftskreisen dürfte der humoristische Abend auf großen Besuch zu rechnen haben. Der gute Zweck thut gewiß auch das Seine.

## Kunst und Literatur.

**Theater für heute.** Stadttheater: „Die Mönche." Kom. Oper in 3 Akten.

Eine wunderliche Tragödie von sieben Akten und 3½ Kilo Gewicht erhielt vorgestern ein Berliner Theater-Bureau. Von seinem Stück schreibt der Autor im Begleitbrief: „Sie werden sich zunächst darüber wundern, daß ich sieben Akte schreibe. Ich sehe aber gar nicht ein, warum der Dichter sklavisch seinen Stoff in fünf Akte einzwängen und sich von diesen (!) unterjochen lassen soll." Durch sein Motto führt sich der stoffreiche Poet mit folgendem Wortspiel ein:

Wozu ein Motto nützt, ihr werdet's nicht ergründen!
Nur wer den Kampher braucht, wird nirgends Motten finden!

Die sieben Akte nebst dem Prolog — welcher beiläufig im Himmel zwischen der Muse, Mephisto und dem „Pseudodichter" spielt — enthalten den krassesten Unsinn. Verse und Prosa wechseln in willkürlicher Reihenfolge mit einander ab, — und geradezu haarsträubende sprachliche Vergewaltigungen zieren die Dichtung, welche, wie der Dichter in dem „Vorwort" zugesteht, durch die Lektüre der Memoiren des Geheimen Regierungsraths Stieber veranlaßt worden, auf denen das Drama auch gebaut ist. Der Verfasser macht am Schlusse mit scheinbar nicht geringem Stolze die Mittheilung, daß er erst achtzehn Jahre alt und — Gymnasiast ist!

## Vermischtes.

— Der ultramontane „Freiburger Bote" vom 24. September v. J. enthielt folgende, für Zahnärzte jedenfalls nicht uninteressante Notiz:

Elzach, 2. September. Unsere gegenwärtig stattfindende Jubiläumsfeier nimmt einen erfreulichen Fortgang; was den Zudrang zu den heiligen Sakramenten betrifft, so ist kaum ein Unterschied zwischen dieser und der österlichen Zeit bemerkbar, und ist namentlich die Theilnahme Seitens der Männerwelt eine rühmlich rege. Es pulsirt eben in unseren von dem Kulturzahne der Zeit noch wenig beleckten Zinken und Thälern noch ächt katholisches Leben.

— In einem Dorfe des Regierungsbezirks Marienwerder, in welchem, weil das Dorf sehr arm ist, Lustbarkeiten ein gar seltenes Ereigniß sind, kam die Gemeindevertretung auf den kapitalen Einfall, den Pachtertrag der Gemeindejagd zu einem öffentlichen Vergnügen zu verwenden. Der mit der Amtsklingel ausgerüstete Gemeindebote theilte denn auch der tanzbaren Einwohnerschaft diesen Beschluß der fürsorglichen dörflichen Obrigkeit durch folgende Bekanntmachung mit: „Am Sonntag, als dem 28. d. Mts. findet bei Besitzer P. ein Ball statt. Die Musik wird vom Jagdpachtgeld bezahlt; für den Rest, 38 Mk., wird Bier, Rum zu Grog, und Wurst gekauft werden, wo jeder Besitzer während des Tanzens seiner Hufen-, bezw. Morgenzahl nach verzehren kann. Also auch recht verstanden: das Bier wird hufenweise getrunken und die Wurst grenzweise gegessen. Die Gemeindevertretung."

— „Was, Mensch? Du willst Dein Töchterchen „Glycerine" taufen lassen? Bist Du von Sinnen?" „Durchaus nicht, liebe Seele! Entwickelt sich das Kind zu einem sanften Wesen, so ist der Name ja ganz hübsch und passend; wird sie aber, um mich euphemistisch auszudrücken, so lebhaft wie ihre Mutter, dann bilde ich mir einen Schmeichelnamen, und nenne sie Nitroglycerinchen!"

— (Zeitbild.) „Elise, jetzt will ich's aber wissen!" meinte ärgerlich auf der Thiergartenpromenade ein angehender Materialist zu der kleinen Handschuhmacherin an seiner grünen Seite; „ich nehme es Dir ja nicht übel, gewiß nicht; aber sage mir ganz offen und ehrlich: liebst Du mich nun oder willst Du mich los sein?"

Die Schöne schlug die Augen nieder, und endlich sagte sie: „Lieber Ernst, bist Du auch nicht böse, wenn ich Dich erst etwas frage?"

„Was denn?!"

„Muß ich, wenn wir uns trennen, Dir das hübsche goldene Medaillon von Weihnachten wiedergeben?!"

## Telegraphische Depeschen.

**Weimar**, 18. Februar. Der Landtag ist heute durch den Staatsminister Stichling eröffnet worden. Die Propositionsschrift gedenkt rühmend des verstorbenen Ministers Thon und bezeichnet als Hauptaufgabe der Session die Reform des Einkommensteuergesetzes. Außerdem werden Vorlagen betreffend die Zusammenlegung von Grundstücken und die Ablösung angekündigt. Die Berathung des Etats wird für den Herbst vorbehalten. Der Staatsminister Stichling erklärt schließlich, daß das neue Ministerium im Geiste der früheren Regierung die Geschäfte des Landes führen werde.

**Paris**, 19. Februar. (Post.) Das Ministerium Ferry ist folgendermaßen zusammengesetzt: Ferry Konseilpräsident und Auswärtiges; Martin Feuillée Inneres, Waldek-Rousseau Justiz, Tirard Finanzen, Thibaudin Kriegsministerium, Mahy Ackerbau, Raynal Arbeiten, Cochery Post und Telegraphen, Legrand Handel. Die Ministerien der Marine und des öffentlichen Unterrichts sind noch nicht besetzt. Der Charakter des Ministeriums ist ein autoritärer, die ergambettistische Fraktion dominirt darin.

**Paris**, 18. Februar. In Bouchet bei Corbeil ist eine Pulvermühle in die Luft geflogen, 6 Personen wurden getödtet, 2 verwundet.

**Rom**, 19. Februar. Der „Moniteur de Rome" veröffentlicht in seiner Abendausgabe die beiden Briefe, welche der Papst im Dezember und Januar an den Kaiser Wilhelm gerichtet hat. In dem ersten Brief, welcher vom 3. Dezember v. J. datirt ist, spricht der Papst seine Freude über die Versicherungen aus, welche der Kaiser bei Eröffnung des preußischen Landtages in Betreff der Erhaltung des europäischen Friedens gemacht hatte. Der Papst erinnert daran, daß er schon von Beginn seines Pontifikates an, Dank den edlen Gesinnungen des Kaisers, sich der Hoffnung hingegeben habe, auch den religiösen Frieden wieder hergestellt zu sehen. Diese Hoffnung sei durch die Wiederherstellung der preußischen Gesandtschaft bestätigt worden. Wie für die Kirche, so sei auch für den Staat der religiöse Frieden nur vortheilhaft, denn die Kirche schärfe den Geist des Gehorsams für die Anordnungen der Obrigkeit den Menschen ein. Die Pflichten seines apostolischen Amtes nöthigten den Papst jedoch, zu verlangen, daß die neue Gesetzgebung in Preußen in definitiver Weise gemildert und verbessert werde, mindestens in denjenigen Punkten, die für das Leben der katholischen Kirche wesentlich erschienen. Es werde dies das einzige Mittel sein, zu einem wahren und dauerhaften Frieden zu gelangen. Die Wiederherstellung des religiösen Friedens werde die Herzen der katholischen Unterthanen noch fester an den Thron knüpfen, sie werde die würdige Krönung einer langen und ruhmreichen Regierung sein. Der zweite Brief, welcher als Antwort auf das kaiserliche Schreiben vom 22. Dezember v. J. dient, ist vom 30. Januar datirt. In demselben heißt es, die kaiserliche Antwort habe die Hoffnung des Papstes, den Konflikt einer Lösung zugeführt zu sehen, bestätigt, da ja der Kaiser sich zu einer Revision der gegenwärtigen Gesetzgebung geneigt zeige. Er (der Papst) habe durch den Kardinal Jacobini dem Gesandten v. Schlözer eine Note zustellen lassen, in welcher er den Entschluß ausdrückte, den Bischöfen zu gestatten, die Wahl neuer Pfarrer (curés) der Regierung zu notifiziren, ohne eine komplete Revision der in Kraft befindlichen Gesetze abzuwarten. Der Papst verlangt jedoch, daß man die Maßregeln mildere, welche die Ausübung des geistliches Amts und die Ausbildung des Klerus verhindern. Kirche wie Staat müßten in der Lage sein, die Personen, deren sie sich bedienen, jeder Theil seinem eigenen Geiste entsprechend, auszubilden. Der Papst glaubt, daß diese Aenderungen für das Leben der Kirche unvermeidlich sind. Sei hierüber eine Einigung erzielt, so sei es leicht, zu einem wirklichen und dauerhaften Frieden zu gelangen.

**Kairo**, 18. Februar. Das Kriegsgericht zu Alexandrien hat von den der Ermordung des Professor Palmer angeklagten 13 Beduinen 5 zum Tode, einen zu 15jähriger, einen zu 10jähriger, 4 zu 5jähriger, einen zu 3jähriger Freiheitsstrafe verurtheilt. Der mitangeklagte Gouverneur wurde zur Amtsentsetzung und 1jähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Gegen vier andere, noch nicht ergriffene Beduinen, deren Theilnahme an der Ermordung Palmers mit Sicherheit festgestellt wurde, ist die Verfolgung eingeleitet.